

FOLGEN EINER SCHLACHT

Am 24. Juni 1859 lieferten sich bei Solferino, einer Stadt in Norditalien, österreichische und französische Truppen eine Schlacht. Nach 16 Stunden Kampf lagen 36.000 Männer tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Feuerkraft der Waffen und die Fähigkeit, dadurch Menschen Leid zuzufügen, war im Laufe der Zeit größer geworden, die Bereitschaft, für verwundete Soldaten zu sorgen, hingegen nicht.

Am Abend nach der Schlacht kam Henry Dunant, ein junger Schweizer, aus geschäftlichen Gründen, die in keinem Zusammenhang mit der Schlacht standen, in Solferino an. Mit seinen Geschäften war es bergab gegangen, und er hoffte, dass ihm der französische Kaiser helfen könnte. Er wusste, dass der Kaiser in der Nähe des Kriegsschauplatzes war und hoffte auf eine Chance, ihn zu treffen. Worauf er jedoch stieß, waren die Folgen der Schlacht. Hier einiges, woran er sich erinnerte:

In der Stille der Nacht hört man Stöhnen, erstickte Angst- und Schmerzensschreie, herzzerreißende Hilferufe.

Die Sonne des 25. Juni beleuchtet eines der schrecklichsten Schauspiele, das sich erdenken lässt. Das Schlachtfeld ist allorts bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Die unglücklichen Verwundeten sind bleich, fahl und verstört. Die, deren offene Wunden sich bereits entzündet haben, sind wie von Sinnen vor Schmerzen. Sie verlangen, dass man sie umbringt. Immer fühlbarer wird der Wassermangel. Die Gräben sind vertrocknet. Die Soldaten finden meist nur ungesundes und sumpfiges Wasser, um den Durst zu stillen. Während Dunant zwischen den verwundeten Soldaten herumirrte, die ihn um Wasser anflehten, bemerkte er, wie wenig Aufmerksamkeit ihnen geschenkt wurde. Er suchte eine Gruppe einheimischer Frauen zusammen und teilte sie in kleine Einheiten auf, um den Verwundeten Nahrung und Wasser zu bringen. Er trug ihnen auf, die blutenden und von Ungeziefer bedeckten Körper zu waschen, damit die Wunden behandelt werden konnten. Er organisierte ein primitives Feldlazarett in einer Kirche. Er sammelte Bettwäsche, um sie als Verbandmaterial zu verwenden, und kaufte Nahrungsmittel und Medikamente in benachbarten Städten ein. Kleine Jungen wies er an, Wasser in Eimern heranzutragen. Er rekrutierte Touristen, einen Journalisten, einen Grafen und einen Schokoladefabrikanten. Bald verbanden diese Menschen Wunden, trugen Wasser, schrieben Abschiedsbriefe an die Familien der sterbenden Männer. Alle Helfer, bemerkte Dunant, vergaßen die Nationalität der Männer, die sie pflegten; sie waren nun tutti fratelli: alle Brüder.

Dunant fand einen 20-jährigen Korporal, der eine Kugel in seiner linken Brust hatte und wusste, dass er bald an seinen Verletzungen sterben würde. Er gab ihm Wasser zu trinken. Der junge Mann bedankte sich bei Dunant und sagte mit Tränen in den Augen zu ihm: „Herr, wenn Sie meinem Vater schreiben, meiner Mutter Trost zu spenden.“ Dunant schrieb den Eltern. Das war die letzte Nachricht, die sie von ihrem Sohn erhielten. Dunants Geschäfte scheiterten.

Er war zu abgelenkt und von den Ereignissen zu ergriffen, um den Kaiser zu treffen. Aber er schrieb ein kleines Buch mit dem Titel: „Eine Erinnerung an Solferino“, in dem er beschrieb, was er gesehen hatte, und einen einfachen Vorschlag machte: Gibt es während einer Zeit der Ruhe und des Friedens kein Mittel, um Hilfsorganisationen zu gründen, deren Ziel es sein müsste, die Verwundeten in Kriegszeiten durch aufopfernde Freiwillige, die für ein solches Werk besonders geeignet sind, pflegen zu lassen?

Eine Folge des Buches war die Gründung eines Komitees zur Hilfe für die Verwundeten in Kriegszeiten, das sich zum Internationalen Komitee vom Roten Kreuz entwickelte. Seine Vision führte auch zur Entstehung der Rotkreuz- und Rothalbmond-Gesellschaften auf der ganzen Welt.

FRAGE: WELCHE AUSWIRKUNGEN HATTE DUNANTS HANDELN DAMALS? UND WELCHE EFFEKTE HATTE ES LANGFRISTIG?

Adaptiert aus: Henry Dunant: Eine Erinnerung an Solferino. Herausgegeben vom Österreichischen Roten Kreuz 1997 in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), S. 41

Foto: aus dem Film „D’Homme à hommes -> Sacha Gordine. D’homme à hommes. 01.10.1948 in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), S. 41



EIN ZEUGE MELDET SICH

Im April 1993 findet Südafrikas Kampf gegen die Apartheid ein siegreiches Ende. Das befürchtete und erwartete Blutvergießen blieb aus. Nelson Mandela, Präsident des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), weltweit als geistiger Führer des Kampfes gefeiert, wurde nach 27 Jahren aus dem Gefängnis entlassen und verhandelte mit Präsident F. W. de Klerk über ein Verfahren für den Übergang zu einer Mehrheitsherrschaft.

Am 10. April wurde Chris Hani, ein anerkannter Führer des ANC, Opfer eines Attentats. Er wurde auf offener Straße vor seinem Haus in Boksburg, Johannesburg, erschossen. Die Attentäter gaben zu, Hani als Ziel gewählt zu haben, weil sein Tod höchstwahrscheinlich das Land ins Chaos stürzen würde und so dem rechten Flügel die Möglichkeit gäbe, an Macht zu gewinnen.

In seiner Autobiografie schildert Mandela die Ereignisse folgendermaßen:

Der Tod von Chris war für mich persönlich wie auch für die Bewegung ein großer Schlag. Er war Soldat und Patriot gewesen, der keine Aufgabe als zu gering erachtet hatte. Für die Jugendlichen in Südafrika war er ein großer Held, ein Mann, der ihre Sprache sprach und dem sie zuhörten. Wenn irgendjemand die widerspenstige Jugend hinter eine ausgehandelte Lösung scharen konnte, dann war dies Chris.

Das Land war in einem fragilen Zustand. Es kamen Befürchtungen auf, Hanis Tod könne einen Rassenkrieg auslösen, wenn die Jugend sich entschlösse, ihr Held solle ein Märtyrer werden, für den sie ihr eigenes Leben hingeben würden ... Der Mord war ein Akt irrer Verzweiflung, ein Versuch, den Verhandlungsprozess zum Scheitern zu bringen.

Mandela wurde gebeten, in dieser Nacht eine Rede an die Nation im Radio zu halten. In seiner Autobiografie berichtet er:

Ich erklärte, der Friedensprozess und die Verhandlungen könnten nicht aufgehoben werden. Mit all der Autorität meines Amtes sagte ich:

Ich appelliere an alle unsere Leute, ruhig zu bleiben und das Andenken an Chris Hani dadurch zu ehren, dass wir eine disziplinierte Friedensstreitmacht bleiben ... Heute Abend wende ich mich tief bewegt an jeden einzelnen Südafrikaner, schwarz und weiß. Ein weißer Mann voller Vorurteile und Hass kam in unser Land und beging eine Tat, die so abscheulich ist, dass unsere ganze Nation am Rande eines Desasters dahinschwankt. Eine weiße Frau [...] riskierte ihr Leben, damit wir den Mörder ausfindig machen und ihn vor Gericht bringen können.

Das Attentat verfehlte sein Ziel, Chaos und Rassenkampf hervorzurufen. Der Friedensprozess und die Verhandlungen wurden fortgeführt.

FRAGE: WELCHES RISIKO NAHM DIE FRAU AUF SICH, INDEM SIE SICH MELDETE?

Adaptiert aus: Nelson Mandela: Der lange Weg zur Freiheit. Autobiografie. Fischer Taschenbuch Verlag 2003 in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), Seite 42
ssFoto: Adil Bradlow/AP in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), Seite 42



ALLEINE AUF DER BANK

Bis 1954 war es in einigen Bundesstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika schwarzen Schülern durch Rassentrennungsgesetze verboten, dieselben Schulen wie Weiße zu besuchen. Als das Oberste Bundesgericht Rassentrennung in den gesamten Vereinigten Staaten verbot, gelobte der Gouverneur des Bundesstaates Arkansas, sich diesem Beschluss zu widersetzen. „Auf den Straßen wird Blut fließen, wenn Negerkinder nur versuchen sollten, die Central High School zu betreten“, waren seine Worte. Die Schulverwaltung der Stadt Little Rock, Arkansas, hatte aber andere Pläne. Am Anfang des Schuljahres 1957 beschloss die nur für Weiße zugelassene Central High School neun schwarze Schüler aufzunehmen. Elizabeth Eckford war eine von ihnen.

Die Schulverwaltung von Little Rock bat die Eltern der neun Schüler, ihre Kinder nicht zur Schule zu begleiten, weil sie befürchtete, dass die Gegenwart afroamerikanischer Eltern einen Mob aufhetzen würde. Es wurde vereinbart, dass sich alle neun Schüler vorher treffen und von einem Anwalt zur Schule begleitet werden. Elizabeth Eckford wusste von dieser Vereinbarung nichts und machte sich selbstständig auf den Weg. Als sie in der Nähe der Central High School aus dem Schulbus ausstieg, sah Elizabeth eine Meute aufgeregter weißer Menschen und Hunderte von bewaffneten Soldaten, die der Gouverneur entsandt hatte, um die neun Schüler am Betreten der Schule zu hindern. Elizabeth dachte, sie wäre in Sicherheit, wenn sie hinter den Soldaten zum Schuleingang gehen würde. Die Soldaten zwangen sie umzukehren. Die Meute begann mich zu verfolgen und zu beschimpfen. Plötzlich begannen meine Knie zu zittern, und ich fragte mich, ob ich es schaffen würde. Es war der längste Häuserblock, den ich in meinem Leben entlanggegangen war. Dennoch hatte ich nicht so viel Angst, da ich glaubte, dass mich die Soldaten beschützen würden.

Als ich vor der Schule ankam, ging ich zu einem Wachposten, aber er schaute nur geradeaus und bewegte sich nicht, um mich hineinzulassen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. In dem Moment ließ eine Wache einige weiße Schüler durch. Als ich versuchte mich neben ihm durchzuquetschen, erhob er sein Bajonett.

Jemand begann zu schreien: „Lyncht sie! Lyncht sie!“ Ich suchte nach einem freundlichen Gesicht. Ich suchte den Augenkontakt einer alten Frau, aber sie spuckte mich an. Ich schaute den Häuserblock hinunter und sah eine Bank bei der Bushaltestelle. Ich rannte zu ihr und setzte mich nieder.

Einige aus der Meute folgten Elizabeth zur Bank und schrien: „Zieht sie über einen Baum!“, eine Redensart, die bedeutet, dass sie sie lynchen (aufhängen) wollten. Während Elizabeth auf der Bank saß, was ihr wie eine Ewigkeit erschien, bahnte sich eine weiße Frau namens Grace Lorch den Weg durch die Meute und sprach mit ihr. Elizabeth hob ihre Augen langsam zu der Fremden hoch und stand dann auf. Die Frau ging dicht neben ihr her und begleitete sie zur nächsten Bushaltestelle. Elizabeth stieg in den Bus und entkam der Meute

FRAGE: WARUM HINDERTE DIE MEUTE GRACE LORCH NICHT DARAN, ELIZABETH IN SICHERHEIT ZU BRINGEN?



Adaptiert aus: Juan Williams: Eyes on the prize: Americas civil rights years 1954–1956. Penguin Books, New York 1987 2003 in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), S. 43
Foto: Will Counts/Arkansas Democrat 2003 in Internationales Komitee vom Roten Kreuz (2002); Österreichisches Jugendrotkreuz; Deutsches Rotes Kreuz et al (2006), S. 43

DORFBEWOHNER LINDERN LEID IN LAGERN

Batkovic, Bosnien-Herzegowina, 24. Januar 1993

Den ganzen letzten Sommer über zogen sich Busse und Lastwagen voll mit muslimischen und kroatischen Gefangenen die schmale Straße neben der Gemüsefarm von Ilija Gajic entlang. Die Armee hatte die Dorfbewohner nicht um Erlaubnis gebeten, als sie das Lager in den kommunalen Getreidesilos aufgebaut hatte (im Kommunismus war das Volk Eigentümer aller kommunalen Einrichtungen). Gajic befürchtete, dass sich das Schlimmste in der Geschichte des Balkans wiederholen würde. „Konzentrationslager bringen keinem etwas“, sagte der 62-jährige Serbe, Vorsitzender der Dorfverwaltung des 4.000 Einwohner großen Dorfes. „Ich fühlte mich schlecht, während ich beobachten musste, was da passierte.“ Als Berichte über Misshandlungen und Tötungen auftauchten, beschlossen er und weitere Mitglieder der Dorfverwaltung zu protestieren. Seine Geschichte ist eine der vielen unerzählten in diesem Krieg der unablässigen Grausamkeiten – die Geschichte von Serben, die Gefahren auf sich nahmen, um die Bedingungen im Lager für ihre Mitbürger zu verbessern.

„Wir wollten eine Geste des guten Willens setzen. Wir wollten, dass sie so behandelt werden, wie wir uns wünschen würden, dass die andere Seite unsere Gefangenen behandelt“, sagte er. Anfang September führte Gajic eine Delegation zum nahe gelegenen Armeehauptquartier in Bijeljina und verlangte, dass die Soldaten, die Gefangene schlugen, ausgetauscht werden. „Sie sind nicht von hier. Ihre Familienangehörigen wurden getötet, und jetzt wollen sie nur Rache üben“, sagte Gajic. „So baten wir die Befehlshabenden, Einheimische einzusetzen.“ Der Kommandant weigerte sich zuerst überhaupt, den Zuständigen für das Lager zu nennen, erinnert sich Gajic. Der Gesprächston verschärfte sich. Einer der Delegierten sagte zu den Militärkommandanten: „Wir wollen hier kein zweites Jasenovac“ – eine Anspielung auf das Konzentrationslager der kroatischen Faschisten während des Zweiten Weltkrieges, in dem Zehntausende Serben, Juden und Roma getötet wurden. „Jeder gute Mensch würde das sagen“, sagte Gajic. „Wir wollten nicht, dass unser Dorf für etwas beschuldigt wird, das im Lager geschieht.“

In der Gegenwart der Wärter weigerten sich die Gefangenen noch immer, über die vorangegangenen Grausamkeiten zu erzählen. Aber sie bestätigten die Erzählungen der entlassenen Häftlinge über die Schläge mit dicken Vierkanthölzern, die grassierende Ruhr aufgrund der schrecklichen sanitären Bedingungen und die gut durchdachten Täuschungen, um besuchende Delegationen davon zu überzeugen, dass keiner der Gefangenen unter 18 oder über 60 sei.

Laut Berichten der Häftlinge waren bis September mindestens 20 Personen an den Schlägen und Misshandlungen gestorben. Nach der Intervention der Dorfbewohner hingegen hatten sich die Bedingungen wesentlich verbessert.

Die Bedingungen sind noch immer primitiv, aber einige hundert Häftlinge arbeiten nun sechs Tage in der Woche in einer nahegelegenen Fabrik, wo sie bessere Mahlzeiten bekommen, jedoch kein Gehalt. Die Häftlinge loben die Wärter und diese freuen sich darüber. „Wir fühlen, dass wir die Gefangenen nicht schlagen müssen“, sagte Dragolic, einer der neuen einheimischen Wärter, „wir sprechen mit ihnen.“ Jetzt gibt es sogar in jedem Silo einen Fernsehapparat und zu Neujahr brachten die Wärter den Häftlingen Flaschen mit Slibowitz, einem Pflaumenschnaps.

„Ich glaube, die Serben sind nicht so schlecht, wie sie von jedem dargestellt werden“, sagte Gajic. „Es gibt wahrscheinlich noch weitere solche Beispiele, Batkovic ist sicherlich nicht das einzige.“

FRAGE: WELCHE ENTSCHEIDUNGSMÖGLICHKEITEN HATTEN DIE ZEUGEN UND WELCHEM SOZIALEN DRUCK WAREN SIE AUSGESETZT?

Quelle: Roy Gutman: A Witness to Genocide. Macmillan, London 1993

